

Peggy Wolf

Acker auf den Schuhen

Roman

Alle Charaktere, Schauplätze und Handlungen in diesem Roman sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden und toten Personen sind unbeabsichtigt.

© Querverlag GmbH, Berlin 2014

Erste Auflage September 2014

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung einer Fotografie von Angelika Fuß.

Gesamtherstellung: Finidr

ISBN 978-3-89656-223-4

Printed in the Czech Republic.

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH

Akazienstraße 25, 10823 Berlin

www.querverlag.de

Für Barbara

Als der Sarg ankam, fuhr Waltraud zum Bestatter. Dort sah sie ihr Kind an, wie es in weißen Rüschen lag, und fand keine Worte. Sie drückte Susanns Hand und fuhr nach Hause. Bis es dunkelte, arbeitete sie im Garten und wurde nicht müde. Dann lag sie bis zum Morgenrauen im Bett, starrte auf die Tapete, schließlich ging sie in die Küche, setzte sich zu einer Kerze an den Tisch und wartete auf den Tag.

Die Gebinde wollte sie am Nachmittag abholen. Bis zur Aufbahrung, so schien es Waltraud, gab es eine Unmenge zu erledigen.

Der Pfarrer war das größte Problem. Ihm musste gesagt werden, dass sich Susann in Norwegen am Torbalcken ihrer Hütte erhängt hatte, wenn er das nicht längst von der Dorfzeitung wusste, der Bäckersfrau Gerlinde Kettel. Vor der war niemand sicher. Waltraud überlegte, ob sie Hochwürden beibringen müsste, was ihr Kind zu dieser Tat getrieben haben könnte. Dann entschloss sie sich zu sagen, was sie für nötig hielt, und Fragen zu ignorieren. Der Pfarrer war ein taktvoller Mann.

Aus ihrer Handtasche suchte sie den Brief heraus, eine Kopie dessen, was ihre Älteste zum Abschied ge-

schrieben hatte. Sie sah auf Susanns Buchstaben, die sich zwischen blaue Linien drückten, hin und wieder darauf ausglitten und abrutschten.

Von dem Papier ging etwas aus, das war Waltraud unheimlich. Deshalb steckte sie es schnell zurück in die Tasche.

Am Mittag würde Waltrauds jüngste Tochter Anne ankommen, morgen Abend ihre Zweitgeborene. Sie hatte sich darum bemüht, keines ihrer Kinder zu bevorzugen. Aber zugeben musste sie: Betty war ihr liebstes Kind gewesen. Für Betty war es kein Ertragen, die Gebote des Elternhauses zu achten, ja, sie in die eigene Familie zu übernehmen. Susann war, was das anging, fernab von Gut und Böse durchs Leben gesegelt, und Anne hatte aufbegehrt, seit sie ihren ersten Schrei getan hatte, lebte in wilder Ehe, nannte ihren Mann ihren Freund. Immerhin, so dachte Waltraud Schütter, hatte Anne zwei Kinder zur Welt gebracht, die gesund waren und gescheit. Die trugen den Namen Schütter in die nächste Generation. Frau Schütter wusste, erst Kinder machen aus Mädchen Frauen. Eine Familie war mit einem geeigneten Ehemann und der Unterschrift auf der Urkunde gültig und untrennbar für immer mit Gottes Segen. Ihr Leben war über siebzig Jahre lang derart aufgeräumt dahingeflossen. Und so musste ein Leben sein. So hatte sie es von ihrer Mutter übernommen und diese von ihrer. So war es seit Frauengedenken. Waltraud Schütter hoffte, dass ihr jüngstes Kind Anne endlich zur Vernunft käme.

Vor dem Schrank häufte Waltraud T-Shirts und Blusen auf dem Boden, die Susann bei ihren seltenen Be-

suchen vergessen hatte. Sie rochen nach dem Parfum, über das Magdalena Hempel, die Nachbarin links nebenan, gesagt hatte, es rieche frisch wie ein Morgen im Mai, verwunschen wie ein Waldsee im Nebel und frech wie ein Schauer im Juli, aber auch ein wenig beklemmend, als läge sie des Nachts im Bett, darauf wartend, bald etwas Fürchterliches zu erfahren.

Magda und ihre Ausbrüche, dachte Waltraud. Das hatte sie mit Susann gemein. Frau Schütter schätzte Magda als Helferin bei der Kirchenarbeit, bei der Küchenarbeit und bei der Arbeit an und mit den Kindern. Ein wenig neidisch war Waltraud auf die Nachbarsfrau. Deren zwei Söhne waren verheiratet, hatten geradezu liebreizende Töchter. Sie lebten in der Stadt, versorgten ihre Eltern. Dass ihre eigenen Töchter bis auf Betty aus der Art geschlagen waren, beschämte Waltraud. Magda Hempel hatte ihr aber immer zu verstehen gegeben, sie hätte keine Vorbehalte, und das war Waltraud ein Rätsel. Magda hatte Susann sogar besonders gern gehabt.

Waltraud sammelte Susanns Sachen in einer Plastiktüte. Sie wusste, das könnte zu früh sein, aber sie sollten aus dem Haus in die Scheune. Wegschmeißen konnte sie sie nicht; im Schrank liegen sehen konnte sie sie auch nicht. Sie stopfte ein lila T-Shirt in den Beutel. Der Stoff war weich und warm von der Sonne, die durchs Fenster schien.

Waltrauds Herz stolperte. Sie hatte das letzte Hemd weggepackt, da klingelte das Telefon. Waltraud nahm den Müllbeutel, band ihn mit einer Kordel zusammen, die von einem Kleid stammte, das sie seit Jahren nicht

mehr trug, umfasste den Sack und ging in den Flur, stellte ihn ab und hielt ihn fest, damit er nicht umfiel. Mit der anderen Hand hob sie den Hörer auf und hing zwischen zwei Polen.

Das war der fünfzehnte Anruf. Die Stimme, es war die alte Hausmann vom Hof schräg gegenüber, sagte, sie erinnere sich an Susann, wie sie den ganzen Kirschbaum leer gegessen hatte, um die Stare zu foppen, und danach drei Tage lang Durchfall hatte.

Einzig Susann konnte auf eine solche Idee kommen. Jetzt meinte die Hausmann, es ist doch seltsam, wie die Erinnerung mit einem spielt: Wie Susann zum Pfarrer gesagt hatte, er wäre wie ein Kohlkopf für die Suppe gut. Die Hausmann kicherte. Hatte Susann das wirklich getan? Elli Hausmann wusste noch haargenau, was der Pfarrer geantwortet hatte, lächelnd und Susann allen Wind aus den Segeln nehmend. Waltraud seufzte über den Jähzorn ihrer Tochter, bedankte sich bei Elli Hausmann und legte schnell auf.

Waltraud fiel das Kleid ein, das sie bei der Aufbahrung anziehen würde. Zum letzten Mal hatte sie es vor einem halben Jahr bei der Beerdigung des Kirchenchorleiters Alfons Bäumler getragen, der an Lungenkrebs gestorben war.

Das war noch so ein seltsamer Fall. Nie hatte er einen Schluck über den Durst getrunken. Nie hatte er geraucht. Jahr um Jahr war er morgens durchs Dorf gejoggt.

Susann hatte mal gesagt: „Joggen bedeutete mal schlurfen oder sich fortschleppen. Putzige Wandlung eines Wortes.“ Ganz und gar nicht wie das aufrechte

Spurten, das der Chorleiter entlang der Wiesen und Felder zeigte.

Alfons Bäumlner war im Dorf aufgewachsen, lebte aber, seit er das Postamt leitete, in einer Etagenwohnung in der Stadt. Einen Vater hatte es für ihn nie gegeben; seine Mutter besuchte er an jedem Wochenende im Dorf, und nach ihrem Tod war er in ihr Haus gezogen, wo er allein lebte.

Waltraud wollte nicht auf das Gerede unter den Frauen im Chor hören. Alfons wirkte verloren, tapfer und vor allem diszipliniert. Die Einsamkeit, die an ihm klebte, hatte Waltraud dazu bewogen, ihn zu verhätscheln, und er nahm ihre Geschenke dankbar an, vor allem, weil Waltraud sie nicht mit Avancen verband. Ein Mann wie Alfons Bäumlner musste sich davon erdrückt, erniedrigt, bedrängt fühlen. Das hatte Waltraud schnell erkannt. Ihr Urteil lautete: Alfons gehörte zu den Männern, die einzig ihre Mutter lieben wollten. Sie seufzte. Hätte es in ihrem Leben einen anderen gegeben, Alfons Bäumlner wäre es gewesen!

Sie schleifte den Plastiksack zum Treppengeländer und ging zu ihrem Schrank. Hermanns Anzug müsste passen. Ihr Mann hatte nicht zugenommen. Er nahm eher ab, was Waltraud beschäftigte. Der Arzt sagte wieder und wieder, es gäbe keinen Anlass zur Sorge. Sie griff nach einem der weißen Hemden und guckte sich den Kragen an. Durchgescheuert! Hermanns Bart wurde kratziger, je schwächer sein Körper wurde. Auch das beschäftigte Waltraud, doch dazu schwieg der Arzt. Sie fand ein Hemd, das er anziehen konnte, und griff nach dem schwarzen Kleid, das sie anziehen

würde. Sie trug es zum Fenster. Es hatte keine Löcher, Flecken oder abgewetzte Stellen. Es war einige Jahre alt, mehrfach geändert worden, doch das sah ihm niemand an. Sie zog es über. Es passte. Es saß. Zufrieden darüber drehte sich Waltraud vor ihrem Spiegel. Der Reißverschluss würde sich schließen lassen, und sie würde atmen können. Sie drückte ihre schweren Brüste in den Stoff. Sie würde einen anderen BH tragen müssen, dieser wollte nicht hinter die Säume, lugte aus dem Dekolleté. Sie zog das Kleid aus, hängte es über den Bügel und zog wieder Rock und Bluse an, die sie gewöhnlich im Haus trug. Plötzlich erschrak sie: Bald schon würde Susann begraben.

Der Gedanke umschwebte sie, bedrängte sie, drückte ihr auf die Kehle. Sie riss das Fenster auf, riss den Mund auf, atmete. Wie irre starrte sie auf ein paar Fliegen, die mit den Köpfen ans Fenster prallten. Das beruhigte Waltraud. Die Fliegenflügelchen arbeiteten auf Hochtouren, ihre Kraft war wie die von Düsenjägern. Waltraud Schütter erschlug drei von ihnen mit der Klatsche. Eine entkam in den Himmel, das Dorf, das in Sonne ersoffen da lag. Die Kadaver sammelte Waltraud in der Hand, warf sie hinaus, schloss das Fenster und ging in den Flur.

Im Haus war es still. Die Ruhe sprang sie an und zog in die Herzkammern. Sie fühlte es ganz deutlich hinter den Rippenbögen. Das war eine seltsame Pause, und dann wurde ihr das Herz so schwer wie der Gemarkungsstein ihres Grundstücks, ein aus Granit gehauener Block, der sich der Straße zuneigte, die in die Stadt führte. Wie glücklich war sie, als die Kapellenglocke sie

erlöste. Die Ehefrau ermahnte sich. Es war Zeit, Hermann etwas Warmes auf den Tisch zu stellen.

Es war Mai. Die letzten Blüten der Apfelbäume strebten ins Universum, darauf wartend, noch bestäubt und befruchtet zu werden. Äpfel liebte Waltraud. Dieser Duft. Die mehligte Säure. Sie ging in die Küche, in ihr Reich, in die Zentrale des Hauses. Dort wurde gefeiert, beglückwünscht, geredet, geurteilt, gezankt oder getrauert, wie jetzt. Oberschränke, Unterschränke, Besenschränke und der Kühlschrank, der Herd und die Kochmaschine waren mit den Jahren grau geworden, so wie Waltraud. Ihr Körper hatte sich gegen die Ecken und Kanten dieser Möbel ausgepolstert. Es brodelte, sprudelte, rauschte in ihren Töpfen. Immer hackte, schlug, knetete sie, und immer schwitzte sie.

Die Welt vor den Türen des Hauses, in dem sie aufgewachsen war, interessierte sie wenig. Seit der Eingemeindung mied das Dorf den Acker auf den Schuhen. Das war ihr aufgefallen, und sie beklagte zuweilen das städtische Gehabe. Der Behördenapparat verlangte nach Anträgen, ließ auf Bescheide aber warten. Frau Schütter verstand sich zuerst schlecht auf die Papiere, aber irgendwann erkannte sie Vorteile.

Sie führte die Kneipe im Dorf, die sie von ihrer Familie geerbt hatte. Bestellen, berechnen, kochen, servieren, ausschenken, putzen, das machte sie, seit sie zehn Jahre alt war.

Von jeher war sie dem Hermann vom Nachbardorf versprochen, der zehn Jahre älter ist als Waltraud, dem als Erstgeborenem seiner Familie ein ansehnliches

Stück Land gehörte. Bauer zu werden, lag ihm nicht. Bis zur Rente oblagen ihm Geldangelegenheiten beim Finanzamt in der Stadt.

Wo Anne bloß blieb, das wollte die Mutter wissen. Immer machte sie sich Sorgen. Die lange Fahrt mit dem Auto, was da alles passieren konnte!

Waltraud hatte den Führerschein vor fünfundvierzig Jahren erworben, im selben Jahr wie Hermann. Es war zu umständlich gewesen, dass er einkaufte. Hermann fuhr mit dem Bus zur Arbeit. Sie musste das Auto bedienen. Gern mit dem Auto gefahren war sie nie.

Nun stand sie in der Küche und griff in den Kartoffelkorb unter der Spüle. Sie wog ab, wie viele Kartoffeln sie schälen sollte. Sie dachte, wenn die Kinder doch kämen, sollten es ein paar mehr sein. Kämen die Kinder später, müsste sie frische kochen. Waltraud war verärgert über die ungenauen Zeitangaben ihrer Jüngsten Anne. Die Mutter ließ Kartoffeln in ihre Schürzentasche fallen und beschloss, sie für sich und ihren Mann zu kochen. Abgestandene Kartoffeln konnte sie unmöglich anbieten.

Sie nahm ihr Schälmesser aus der Schublade, griff nach ein paar Zeitungsseiten, die auf dem Regal lagen, und brachte die Kartoffeln zum Tisch.

Durch das Fenster wehte ein warmer Wind. Er trug ein Stampfen mit sich; es roch nach Diesel. Waltraud glaubte an einen Drescher. Metall schepperte. Männer stritten. Bald wurden sie leiser. Nun war es still. Waltraud fröstelte. Sie war ungerne allein, seit sie von Susanns Tod erfahren hatte. Gern hätte sie das Radio auf der Küchenbank eingeschaltet, um sich nicht ein-

sam zu fühlen, aber Musik, etwas, das Susann gemocht hatte, konnte Waltraud jetzt nicht ertragen, und in den Nachrichten würde sie von Schreckensmeldungen aus aller Welt hören. Dabei hatte sie mit ihrer ganz eigenen Sorge schon genug zu tun. Sie setzte sich, zog sich die Zeitung zurecht, begann zu schälen.

Die Kartoffeln kochten. Dann weckte sie ihren Mann, der seit dem Morgen im Garten unter dem Schirm vor sich hin träumte. Sie wusste, Hermann hatte es gern, in der Küche zu sitzen, während sie kochte. Er las die Überschriften im *Vaterlandsfreund*, genoss die Ruhe und die Art, wie Waltraud um ihn herumwirbelte. Er war ein großer Mann, knochig, mit buschigen Augenbrauen. Seine Haare machten seinem Namen Ehre. Seine Haut war wie Pergament.

Er hatte seine Frau kommen hören. Er lächelte das Lächeln, das ihm die vom Schlaganfall unbrauchbar gewordenen Muskeln noch erlaubten. Sie ging zu ihm, zog ihn an den Armen zu sich und stützte ihm den Rücken, dann legte sie sich seine Arme um den Hals, dorthin, wo sie früher den Fuchspelz getragen hatte, den er ihr zum zwanzigsten Hochzeitstag geschenkt hatte, und zog Hermann an sich, drehte sich mit ihm, bis er im Rollstuhl landete. Während der Drehung lastete sein Gewicht auf ihren Wirbeln, die schmerzten.

Manchmal wünschte sie sich jemanden für diese Arbeit und schämte sich dann, denn sie war seine Frau, und sie hatte in guten wie in schlechten Tagen für ihn da zu sein.

Sie schob ihn in die Küche. Die Tür war dafür verbreitert worden, schob ihn an den Tisch und gab ihm